

**Laudatio für Landesrabbiner William Wolff
anlässlich der Verleihung des Siemerling-Preises
am 14. März 2006 in Neubrandenburg
von Bischof Dr. Hans-Jürgen Abromeit (Greifswald)**

Es ist mir eine große Freude und ebenso eine Ehre, heute hier an dieser Stelle zu stehen und die Laudatio zu halten für Sie, sehr geehrter Herr Landesrabbiner Wolff. Das hat mehrere Gründe. Auf drei davon will ich etwas näher eingehen.

Der erste ist schnell genannt. Es ist ein ganz menschlicher Grund, den ich an den Anfang stellen möchte. In den letzten vier Jahren sind wir uns hin und wieder bei den verschiedensten Anlässen begegnet und haben uns kennen gelernt. Dabei habe ich große Achtung gewonnen vor Ihnen als Mensch und der Arbeit, die Sie leisten. Vielleicht hören Sie es gar nicht so gern, aber ich denke, zumindest einmal darf es in dieser Rede erwähnt werden: sie sind aktiv in einem Alter, in dem andere sich längst zur Ruhe gesetzt oder überhaupt nicht mehr die Kraft haben für eine Aufgabe, wie sie Ihnen anvertraut ist. Mir imponiert Ihre Vitalität, ihre natürliche Freude und Bescheidenheit, mit der Sie die Menschen für sich gewinnen.

Der zweite Grund ist, Sie haben mich als evangelischen Bischof eingeladen, diese kleine Rede zu halten. Das ist eine Geste, ein Zeichen dafür, dass die alte Feindschaft zwischen Christen und Juden der Geschichte angehört. Durch die Jahrhunderte wurden Juden im Namen Jesu Christi verfolgt. Das war stets strikt gegen die Botschaft dieses Predigers aus Nazareth, aber es war Jahrhunderte lang Realität. Die Kirche Jesu Christi steht deswegen tief in der Schuld des Judentums.

Heute stehen wir hier als Brüder, als religiöse Verwandte mit den gleichen Vorfahren. Als gläubige Christen und gläubige Juden begegnen wir uns als Versöhnte zum Dialog. Sie sind in den evangelischen und auch in den katholischen Kirchen unseres Landes ein gern gesehener Gast.

Wir Christen schauen heute mit anderen Augen unsere jüdischen Geschwister an. Heute ist uns bewusst, dass Jesus, die Apostel, die Mutter Jesu und die ganze frühe Kirche Juden waren. Paulus spricht im Römerbrief (11,17) von der Wurzel, die Judentum und Kirche gemeinsam trägt, und er meint damit das gleiche Handeln Gottes und die gleiche Verheißung, die Judentum und Christentum hervorgebracht haben. Auch im Judentum ist vor allem im letzten Jahrhundert das Interesse an Jesus von Nazareth gewachsen. Joseph Klausner, der berühmte jüdische Gelehrte, bezeichnet ihn als den „jüdischsten aller Juden“ und Martin Buber erkennt in ihm den „größeren Bruder“. Wenn eben dieser Martin Buber zu einem dialogischen Leben mit Gott aufruft, dann ist dies eine Vorstellung, die der christlichen Theologie nicht fremd ist. Viele Glaubensvorstellungen, die durch die Jahrhunderte aus Nichtkenntnis der jüdischen Quellen als typisch christlich deklariert wurden, sind genau so gut typisch jüdisch. So teilen wir, um nur wenig zu nennen, gemeinsam die Auffassung, dass alle Menschen zu Gottes Ebenbild geschaffen sind und dass deswegen allen Menschen gleiche Würde und gleiche Rechte zu kommen. Christen wie Juden gehen gemeinsam davon aus, dass die Liebe zu und die Ehrfurcht vor Gott immer auch die Liebe zu den Menschen und die Ehrfurcht vor ihnen einschließt und, dass Gott uns als Partner zur Heilung der Welt, also zu ihrer Gestaltung zum Guten gewinnen will.

An dieser Stelle möchte ich zwei Gedanken anfügen, die verdeutlichen, dass wir mit dem heute zu Ehrenden eine herausragende Persönlichkeit auszeichnen. Zum Einen: Die von der Schöpfungsgeschichte und von der Botschaft der Propheten nahe gelegte Überzeugung, dass allen Menschen gleiche Würde und gleiche Rechte zukommen, hat im Leben des William Wolff lebenspraktische Konsequenzen. Beim Tischgespräch teilte er einmal beiläufig mit, dass er bei Besuchen in Jerusalem seit 1967, d. h. seit der Eroberung auch des Ostteiles der Stadt durch die israelische Armee, normalerweise im American Colony Hotel gewohnt hat. Nun ist es nicht nur ungewöhnlich, dass ein europäischer Jude im von Palästinensern bewohnten Teil Jerusalems sein Quartier nimmt, sondern auch bemerkenswert, wie er die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft des Hotelpersonals lobt und mit Anerkennung und Interesse von seinen Besuchen in Bethlehem, dieser wiederum ausschließlich von Arabern bewohnten Stadt, spricht. William Wolff gehört nicht zu denen, die Gräben aufreißen, sondern zu denen, die Brücken bauen.

Der zweite Nebengedanke gehört in den Kontext des jüdisch-christlichen Dialoges in Deutschland. Dieser hat in den letzten vier Jahrzehnten viele Begegnungen zwischen Christen und Juden ermöglicht, zahlreiche Stellungnahmen hervorgebracht und auf Seiten der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) drei große Studien, „Christen und Juden I – III“, entstehen lassen. Manche, gerade jüdische Gesprächspartner, sprachen in diesem Dialog von einer Asymmetrie. Sie wollten damit zum Ausdruck bringen, Christen bräuchten notwendigerweise Juden als Gesprächspartner, um ihre Ursprünge und einen großen Teil ihrer Heiligen Schriften zu verstehen, Juden ruhten mit ihrem Glauben aber in sich. Sie bräuchten Christen als Dialogpartner nicht.

Bei seinem Grußwort anlässlich des Jahresempfangs der beiden Evangelischen Kirchen in Mecklenburg-Vorpommern am letzten Reformationstag in Demmin hat Rabbiner Wolff seine spezifische Sicht der Dinge ganz anders zum Ausdruck gebracht. Ungeachtet der - wie William Wolff es nennt - „traurigen und auch tragischen Momente in der Geschichte“ der Beziehungen zwischen Kirche und Juden und Judentum fühlt er sich der Kirche und besonders der lutherischen Tradition zu Dank verpflichtet. Er nennt drei Gründe für diesen Dank. Das eine ist die deutsche Sprache, die wir Deutschen alle Martin Luther zu verdanken haben. Daneben nennt er die evangelische Bibelwissenschaft, die wichtige Beiträge für das Verständnis des Alten Testaments, der hebräischen Bibel, geleistet hat und damit auch – so Wolff wörtlich: „das jüdische Erbe enorm bereichert hat“.

Schließlich nannten Sie, lieber Herr Rabbiner, die Einwirkung des evangelischen Gottesdienstes auf die Praxis des Synagogengottesdienstes. Predigt und Chorgesang sind als Impuls aus dem lutherischen Gottesdienst aufgenommen worden und hätten auch jüdische „Gottesdienste bewegend verschönert“. Während man als christlicher Theologe angesichts der Ungeheuerlichkeiten, die in manchen Phasen der Kirchengeschichte vonseiten der christlichen Kirche gegenüber Juden gesagt wurden und geschehen sind, beschämt verstummen möchte, setzt Rabbiner Wolff überraschend eine Kultur des Austausches und der gegenseitigen Bereicherung dagegen. Nicht Asymmetrie, sondern Interdependenz prägt das Dialogverständnis von William Wolff. Für diese Offenheit, sehr verehrter Herr Landesrabbiner, bin ich Ihnen sehr dankbar.

Damit bin ich bei meinem dritten Punkt. Wir sind hier, weil Ihnen, verehrter Herr Landesrabbiner, heute der Siemerling-Preis verliehen wird. Und das deshalb, weil –

wenn ich es noch einmal so ausdrücken darf – Sie ein Partner Gottes zur Heilung dieser Welt sind, weil Sie zur guten Gestaltung unserer Welt beitragen.

Dabei haben Sie einen langen Weg hinter sich hierher nach Mecklenburg-Vorpommern. Wenn man es theologisch formulieren will: es hat sich so gefügt, oder sicher können Sie auch zustimmen, wenn ich sage, Gott hat es so gefügt, dass Sie nun seit mehreren Jahren Landesrabbiner in unserem Bundesland sind.

Gar nicht so weit von hier wurden Sie geboren, in Berlin. Als sich Deutschlands dunkelste Zeit im letzten Jahrhundert anbahnte, besaßen Ihre Eltern die Weitsicht, das Land bereits 1933 zu verlassen. Im Alter von fünf Jahren kamen sie in die Niederlande, sind dort zur Schule gegangen und aufgewachsen. 1939 sind Sie nach Großbritannien übersiedelt. Aus wirtschaftlichen Gründen, wie Sie mir einmal erzählt haben, denn Ihr Vater hoffte dort auf geschäftlichen Erfolg, um die Familie ernähren zu können.

Von früher Jugend an haben Sie überlegt, ob Sie Journalist oder Rabbiner werden sollten. Auch deshalb, weil in dieser Zeit für ein Studium kein Geld da war, haben Sie eine Ausbildung bei einer Zeitung gemacht und waren danach viele Jahrzehnte als Journalist tätig, 13 Jahre davon beim Daily Mirror, einer weltweit bekannten Boulevardzeitung. Diese Zeit haben Sie im Nachhinein als eine erfreuliche Zeit bezeichnet, in der Ihnen Ihre Arbeit viel Spaß gemacht hat.

Dennoch tauchte der Wunsch, Rabbiner zu werden, immer wieder auf. Dazu kam später die Entdeckung des liberalen Judentums. Sie kamen aus der orthodoxen Tradition. Die Weltoffenheit des liberalen Judentums faszinierte Sie, und vielleicht war diese Begegnung mit dafür verantwortlich, dass Sie schließlich noch Rabbiner wurden.

Sie suchten nach einer neuen Herausforderung. Sie haben mir auch erzählt, „irgendwann merkte ich, dass ich keine Kinder, keine Enkel, keine Familie hatte, aber noch genug Kraft, etwas zu tun.“

Sie studierten von 1979 bis 1984 am Leo Baeck College und wurden danach Rabbiner. Zunächst dienten Sie kleineren Gemeinden in England.

Dann kam ein weiterer Schritt. In Ihnen reifte der Wunsch, nach Deutschland zurückzukehren. Bereits seit 1997 gab es mehrere Versuche. Sie waren damals schon einmal hier in Mecklenburg-Vorpommern, aber Sie nahmen dann doch zunächst eine Stelle in London an. Es sollte noch bis 2002 dauern, bis Sie hierher zurückkehrten und die Aufgabe des Landesrabbiners in Mecklenburg-Vorpommern übernahmen. So leisten Sie auf Ihre Weise einen Beitrag, um die jüdische Gemeinde in diesem Bundesland wieder aufzubauen.

Wir leben in Deutschland mit einer leidvollen und belasteten Erinnerung. Das jüdische Leben war nach 12 Jahren Nationalsozialismus praktisch vernichtet.

In Schwerin erinnerte nach dem Krieg nur noch eine Gedenktafel am Schlachtermarkt an die einstige Synagoge. In anderen Städten war es nicht anders. Wer weiß heute noch, dass Abraham Wertheim seine Kaufhauskette in Stralsund gegründet hat? Auch der Warenhauskonzern Tietz, der später zu Hertie – man sagte – „arisiert“ wurde, hatte sein Wurzeln in Vorpommern.

(Tietz in Stralsund war übrigens das erste Bekleidungsgeschäft in Deutschland, das feste Preise für Konfektion nach vorgefertigten Größen anbot, sozusagen Ware von der Stange. Das sind kleine Episoden am Rande, Spuren jüdischen Lebens, die verwischt worden sind.)

20 bis 30 Menschen gehörten in den fünfziger Jahren noch der jüdischen Gemeinde in Schwerin an. 1994 bei der Neugründung der Gemeinde gab es nicht einen alleingesessenen Juden mehr.

Inzwischen hat die Jüdische Gemeinde in Rostock, Schwerin und Wismar zusammen wieder etwa 2000 Mitglieder mit einem gemeindlichen Leben, dass sich durchaus sehen lassen kann. Außer den gottesdienstlichen Veranstaltungen, finden die Mitglieder dort Beratung bei sozialen Problemen. Es wird Deutschunterricht angeboten, ja, es soll sogar einen Schachklub und eine Fußballmannschaft geben. Nachher werden wir den Chor der jüdischen Gemeinde hören. Dass diese Erfolgsgeschichte heute hier erzählt werden kann, dazu haben Sie, verehrter Rabbiner Wolff, erheblich beigetragen. In einem Zeitungsartikel werden Sie zitiert mit der Aussage: „Der Gott, an den ich glaube, ist ein Gott der Überraschungen, aber göttliche Wunder brauchen menschliche Hebammen.“ Dass die jüdische Gemeinde - und wir mit ihr – solche überraschenden Wunder erleben kann, haben wir – um im Bild zu bleiben - dem Geburtshelfer William Wolff zu verdanken.

Die Mitglieder der jüdischen Gemeinde sind hauptsächlich Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion. Sie kommen somit aus einem Land, in dem der Kommunismus die jüdische Religion und ihre Traditionen erstickt hatte. Menschen, denen der Glaube ihrer Vorfahren schon seit mehreren Generationen entfremdet wurde, kommen nun nach Deutschland und schließen sich einer Synagogengemeinde an. In doppelter Hinsicht helfen Sie diesen Menschen, eine Heimat zu finden. Zunächst sollen sie hier in Deutschland heimisch werden. Integration in die deutsche Gesellschaft und Kultur ist geboten, damit diese jüdischen Zuwanderer in diesem Staat ein neues Zuhause finden. Aber Sie helfen den Menschen auch, eine religiöse Heimat zu finden. Sie helfen, zu den eigenen jüdischen Wurzeln zurückzukehren. Das ist die Bedingung, damit daraus wieder etwas wachsen kann.

Ich möchte Ihre Aktivitäten im Einzelnen nicht aufzählen. Im Brief, den der Schweriner Stadtpräsident, Dr. Armin Jäger, an den Dreikönigsverein geschrieben hat, um Sie für den Siemerling-Preis vorzuschlagen, habe ich einen wunderbaren Satz gefunden, der das alles auf den Punkt bringt. Da heißt es: „Ganz unspektakulär ist er einfach da, wenn man ihn braucht – als Tröster, als Mutmacher und als Freund.“ Ich finde, dieser Satz passt zu Ihnen und ein schöneres Kompliment können Sie gar nicht bekommen.

Noch ein Gedanke ist mir im Blick auf Ihre Arbeit wichtig. Ich habe vorhin gesagt, ich freue mich, dass die alte Feindschaft zwischen Christen und Juden überwunden ist. Ich denke, das gilt ebenso für die Beziehung zwischen Deutschen und Juden, die nicht nur aus den Ereignissen während des Nationalsozialismus, sondern auch aus älteren, antisemitischen Traditionen resultierte.

In einem Beitrag für die BBC, in dem Sie zum Antisemitismus befragt werden, sagen Sie, dass Antisemiten hierzulande eine kleine Minderheit seien, die mehr Aufmerksamkeit bekäme, als sie verdiene. Und Sie verweisen auf die positiven Bedingungen für die Entwicklung jüdischen Lebens in Deutschland.

Damit haben Sie sich zum Botschafter gemacht für unser Bundesland und darüber hinaus für Deutschland, das Land, in dem Sie geboren sind.

Sie nennen sich ja auch – wie Sie ausdrücklich betonen: „stolz“ – einen „deutschen Juden“. Damit knüpfen Sie dort an, wo mörderische Deutsche dieser Geschichte der Symbiose von deutscher Kultur und Judentum ein Ende setzen wollten. Sie bringen damit zum Ausdruck: Man soll den Mördern nicht den Erfolg der Geschichte überlas-

sen. Ich hoffe, dass Ihre Bemühungen, wieder ein eigenes deutsches Judentum zu entwickeln, schließlich zum Ziel führen werden. Unser Land, Deutschland, würde dadurch um vieles reicher. – Ich komme zum Schluss.

In allem erweisen Sie sich als ein würdiger Empfänger des Siemerling-Preises und ich gratuliere Ihnen zu dieser Auszeichnung recht herzlich und mit tiefster Hochachtung.